

### Geschwister - Eltern - Großeltern: die historische Demographie zwischen den Disziplinen

Fertig, Georg

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fertig, G. (2005). Geschwister - Eltern - Großeltern: die historische Demographie zwischen den Disziplinen. *Historical Social Research*, 30(3), 5-14. <https://doi.org/10.12759/hsr.30.2005.3.5-14>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

## Geschwister – Eltern – Großeltern. Die Historische Demographie zwischen den Disziplinen

*Georg Fertig*\*

**Abstract:** The introduction to this volume discusses the approaches to an interdisciplinary field of research such as historical demography takes when addressing the topics of sibling relations and intrafamilial support. Demography is defined as the most radically quantitative of all social sciences, whilst history, having recently undergone a culturalist turn, now offers only little room for quantitative methods. The real challenge of interdisciplinarity is however not presented by the variance in methods humanities and social sciences often suffer from and sometimes enjoy, but in dealing with evolutionary biology. Old and medieval history, ethnology, and modern social history are all interested in understanding the actions of the people they study. For biologists, these actions are proxies for the genetic baggage acquired over a very long time span. When we take note of their work we should therefore be aware of this fundamental difference in cognitive interest.

Von allen Sozialwissenschaften ist die Demographie wohl am stärksten formal-quantitativ ausgerichtet: eine Wissenschaft, die systematische Beziehungen zwischen der Makro-Ebene ganzer Bevölkerungen und der Mikro-Ebene individuellen Verhaltens mathematisch modelliert und in Bezug auf diese Modelle empirisch-statistisch untersucht. Es geht ihr nicht um symbolische Kommunikation und strategisches Handeln, sondern um Präsenz – sie schaut nicht an, wer was sagt oder tut, sondern wer da ist, kommt und geht. Da es ihr um das Eintreten und Verbleiben in sowie das Austreten aus Populationen geht, geraten ihr besonders solche Bereiche in den Blick, die mit marktwirtschaftlichen Theorien nicht gut erfasst werden können, nämlich Geburt, Generation und Tod, die aber für die Ökonomie als Ganze determinierend sind und einen großen aktuellen Problemdruck entfalten. Man kann ohne Demographie keine

---

\* Address all communications to: Georg Fertig, Historisches Seminar der Universität Münster, Domplatz 20-22, D-48143 Münster, E-Mail: [georg.fertig@uni-muenster.de](mailto:georg.fertig@uni-muenster.de).

seriöse Geschichte von Wirtschaft und Entwicklung schreiben; für die meisten Historiker nach der kulturalistischen Wende ist Demographie aber etwas extrem Fremdes. Dass es angesichts dieser Fremdheit überhaupt einen historisch-demographischen Arbeitskreis gibt, und dass dieser sich mit den Beziehungen innerhalb der Familie, zwischen Geschwistern, aber auch zwischen Eltern und Kindern, Großeltern und Enkeln befasst, ist also nicht ganz selbstverständlich. Müssten wir uns nicht – soweit wir Demographen sind – um Trockeneres kümmern, und müssten wir nicht – soweit wir Historiker sind – Tagungsorte suchen, auf denen wir nicht das Risiko laufen, mit formal-quantitativen Argumenten konfrontiert zu werden? Die beiden Tagungen, deren Ergebnisse der vorliegende Band präsentiert, schlossen sowohl an aktuelle kulturwissenschaftliche (Davidoff 1995, Sabeen 2002) als auch an demographische (Oris im Druck) Diskussionen an; ihre TeilnehmerInnen wurden von derlei Berührungsängsten nicht geplagt.

Die Relevanz von familiären Beziehungen für die Historische Demographie ist auf zwei Ebenen begründet: inhaltlich-theoretisch und methodisch-wissenschaftsorganisatorisch. Der theoretische Aspekt betrifft die Mikro-Seite des Demographischen Übergangs: Demographische Modelle implizieren oft die Annahme, dass die Kinder- und damit die Geschwisterzahl eine zu minimierende Größe sei, dass Geschwister einander stören und um dieselben Ressourcen konkurrieren. Dem entspricht auf dem Gebiet der Eltern-Kind-Beziehungen das, was Ernest Benz (1999) als „ödpales Modell“ beschreibt: Vater und Sohn erscheinen als Konkurrenten um dieselbe Schlüsselressource, den ererbten Hof, der nach heftigem Widerstand erst dann weitergegeben wird, wenn die Alten wirklich nicht mehr können, ein Mechanismus, der im „Stellen“-Modell (u.a. Kpker 2003, die dazugehörige Dissertation erscheint demnächst) als grundlegend für das vorindustrielle Bevölkerungsgleichgewicht gilt.

Es scheint in dieser Sicht in der Logik familiärer Beziehungen zu liegen, dass eine Verringerung der Geschwisterzahl zu einer Verbesserung der Lebensqualität führt. Wie die mediävistische Forschung zur Primogenitur gezeigt hat, können dynastische Strategien in dieselbe Richtung führen, müssen es aber nicht (es geht nicht nur darum, das knappe Erbe zusammenzuhalten, sondern auch darum, ein Aussterben des Stammes zu verhindern und Erbtöchter aus anderen Linien zu gewinnen; Spieß 1993). Konkurrenz unter Geschwistern wird im Zusammenhang mit bäuerlichen Erbformen auch in der migrations- und agrargeschichtlichen Forschung betont. Das unter Historikern beliebte Konzept eines „Image of Limited Good“ postuliert für bäuerliche Gesellschaften eine kognitive Orientierung an Nullsummenspielen, aus der Eifersucht und Missgunst unter Geschwistern folgen (Foster 1965). Auch in biologischer Perspektive ist Ressourcenkonkurrenz in der Geschwistergruppe auf den ersten Blick einleuchtend, während kooperatives oder altruistisches Verhalten erklärungsbedürftig ist (Volland 1995).

Eine andere theoretisch begründete Perspektive auf Geschwisterbeziehungen wird in der Verwandtschaftsethnologie eingenommen. Auch Ethnologen ist klar, dass Verwandte oft nicht nur geliebt, sondern auch verabscheut werden. Dennoch liegt aus verwandtschaftsethnologischer Perspektive in der Geschwisterbeziehung (genauer: in der Inzestvermeidung und damit der Existenz von Schwägern) der erste Ansatzpunkt weiterreichender Beziehungen, die auf Dauer gestellte Kooperation zumindest ermöglichen. Das klassische Modell zur Analyse dieser Beziehungsform stammt von Lévi-Strauss, dessen Allianztheorie den direkten und indirekten Tausch von Frauen unter Abstammungslinien untersucht, wenn auch gerade nicht für komplexe, über Eigentum verfügende Gesellschaften wie die europäische der Neuzeit. Über Geschwister vermittelte Heiratsverwandte erscheinen also als Verbündete („Warum heiratet ihr nicht eure Schwestern?“ – „Weil wir dann keine Schwäger hätten“, Lévi-Strauss 1981). Während es in der aktuellen Ethnologie, etwa von Werner Egli, eher distanziert gesehen wird, ist das Modell von Lévi-Strauss in der neueren historisch-anthropologischen Forschung (Heritier 1981; Delille 2000; Sabea 1998) – seinen ursprünglichen Intentionen entgegen – auf europäische Gesellschaften übertragen worden, z.B. auf Süddeutschland, Süditalien und Frankreich. Sabea sieht besonders die Zeit von 1740 bis 1840 als Phase ausnehmend intimer, z.T. als Inzest wahrgenommener Geschwisterbeziehungen, und er erklärt dies als Folge einer Umstrukturierung des Allianzsystems, für die das vermehrte Auftreten von Cousin/Cousinenheiraten und damit die wiederholte Allianz zwischen Abstammungslinien kennzeichnend sind. Es ist freilich eine empirische Frage, ob man in diesen Regionen jeweils sinnvoll von in Tauschbeziehungen eingebundenen Abstammungslinien sprechen kann und wie weit hier die Heirat als Fortgehen der Frau und das Ende der Zugehörigkeit zu ihrer Geschwistergruppe zu interpretieren ist.

Neben der theoretischen Alternative „Limited Good“ vs. Allianztheorie sprechen auch methodische Gründe dafür, dass Historische Demographen Geschwisterbeziehungen und andere Beziehungen innerhalb der Kernfamilie diskutieren. Historische Demographie ist eng verbunden mit der Methode der Familienrekonstitution. Nicht alle, aber doch ein großer Teil der interessanteren historisch-demographischen Arbeiten beruhen auf der Zusammenstellung personaler Geburts-, Heirats- und Sterbedaten und der Zuordnung zu den entsprechenden Familien. Dieses nominative Verfahren macht ein Spezifikum der Historischen gegenüber der Gegenwarts-Demographie aus. Zudem bietet es Anschlussmöglichkeiten gegenüber all denjenigen, die prosopographische, nominative Methoden mit allgemeinhistorischem Interesse einsetzen, aber auch gegenüber Biologen, Verwandtschaftsethnologen und Netzwerkanalysikern, die mit ähnlichem Material arbeiten. Geschwisterbeziehungen werden durch Familienrekonstitutionsstudien ähnlich fassbar wie die im Kontext der Fertilität untersuchten Eltern-Kind-Beziehungen oder wie das Heiratsverhalten.

Aus ihrer zentralen Methode ergeben sich Konsequenzen für die Stellung der Historischen Demographie im Gefüge der wissenschaftlichen Disziplinen. Sie ist nicht nur ein abgelegenes Grenzgebiet zwischen Geschichte und Bevölkerungswissenschaft, sondern sie kann teilhaben an Interdisziplinarität im doppelten Sinne. Wie Jürgen Mittelstraß argumentiert, funktioniert Interdisziplinarität nämlich auf zwei Ebenen: Sie ist eine „Reparaturveranstaltung“ für zu stark fragmentierte Disziplinen, und sie versucht – als „Transdisziplinarität“ –, Probleme disziplinübergreifend zu lösen und so die ursprüngliche Einheit der Wissenschaft wiederherzustellen (Mittelstraß 1993). Historische Demographen können einerseits mit anderen Historikern kommunizieren. Wenn es eigene Zeitschriften und Institute für „Geschichtswissenschaften“ im Plural gibt und wenn selbst Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht mehr ganz sicher sind, ob sie eine Einheit bilden<sup>1</sup>, so liefert die Historische Demographie Themen, die – wie das der Geschwisterbeziehungen – fundamental genug sind, dass Neuzeithistoriker darüber mit KollegInnen reden, die auf so exotischen Gebieten wie der Alten oder Mittleren Geschichte forschen. Diese ‚kleine‘ Interdisziplinarität ist also auf die Rekonstruktion der eigenen Disziplin gerichtet. Gegenstände der Historischen Demographie eignen sich hierfür gut, weil sie nicht durch kulturellen oder institutionellen Wandel verschwinden; Großeltern und Geschwister hat es – anders als z.B. Parlamente – immer gegeben.

Nun ist gerade die Geschichtswissenschaft auch in hohem Maße auf die ‚große‘ Interdisziplinarität angewiesen. Die Historie zeichnet sich geradezu dadurch aus, dass sie ihre Theorien oft aus anderen Disziplinen bezieht – „Limited Good“ und Allianztheorie sind von Ethnologen entwickelt worden. Dasselbe gilt für ihre Methoden. Sie steht traditionell an der Grenze zwischen qualitativ-hermeneutischen und quantitativ-szientistischen Verfahren und damit unter zwei konkurrierenden Disziplinaritäten. Obwohl Geschichte zur Aufklärungszeit als „eine fortlaufende Statistik“ (Schlözer 1804, S. 86) galt, bewegen die meisten Historiker in Deutschland sich gegenwärtig eher auf der qualitativen Seite dieser Grenze. Die Neigung, sich methodisch an die internationale ökonomisch-demographische Forschung à la Wrigley/Schofield anzulehnen, war selbst in der deutschen Historischen Demographie (die sich eine Zeit lang „als Sozialgeschichte“ verstand; Imhof 1975) noch nie sehr ausgeprägt (die beste Einführung in diese internationale Richtung der Demographie bei Sokoll und Gehrmann 2003). Dass die Geschichtswissenschaft aber – wie eingangs unterstellt – geradezu durch die Einschränkung auf nicht-quantitative Verfahren definiert sei, ist übertrieben.

Erfreulicherweise zogen die beiden Tagungen einerseits eine ganze Reihe von HistorikerInnen aus Deutschland an, die zu in der historischen Demographie wenig untersuchten Epochen arbeiten; andererseits kamen besonders zur zweiten, Kölner Tagung neben deutschen NaturwissenschaftlerInnen vor allem

---

<sup>1</sup> Siehe die Debatte in der *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 82 (1995).

auch VertreterInnen überwiegend historischer, aber auch demographischer und ökonomischer Institute aus Frankreich, den Niederlanden, Polen und der Schweiz. International funktioniert die ‚große Interdisziplinarität‘ oder ‚Transdisziplinarität‘ beim Thema der Beziehungen in der Familie nämlich ganz gut. Das Thema passt auch recht gut zu den aktuellen methodischen Trends der demographischen Forschung. Ob das Vorhandensein von Geschwistern Abwanderung, Heirat oder Tod wahrscheinlicher macht, lässt sich z.B. mit modernen Verfahren der Event History Analysis untersuchen, und entsprechende Studien erscheinen regelmäßig in englisch- und französischsprachigen Publikationen (van Bavel 2001). In Lyon fand fast zeitgleich mit der Berliner Tagung ein von Michel Oris und anderen organisiertes Colloquium „Frères—Sœurs—Jumeaux: Passé et présent des fratries“ statt, das kultursoziologische und historische Ansätze mit modernen demographischen Studien (etwa von George Alter und Oris) verband. Es ist wichtig, dass die deutsche Forschung hier kommunikationsfähig bleibt (oder wird).

Die Beiträge des Bandes umfassen eine große Zeitspanne, und sie setzen sehr unterschiedliche Methoden ein. Vordergründig betrachtet, können von den Beiträgen zwei (Buhles, Knackmuß) als historisch-biografische Studien, vier (Egli, Harders, Signori, Guzzi-Heeb) als allgemeinhistorische bzw. ethnologische Studien auf dem Niveau lokaler oder urbaner Gesellschaften und zwei (Szołtysek/Rzemeniecki, Lünemann) als in der sozialhistorischen Tradition stehende historisch-demographische Haushalts- und Familienrekonstitutionsstudien qualifiziert werden. Die übrigen fünf Studien arbeiten mit ähnlichem Material, überwiegend Familienrekonstitutionen, benutzen aber moderne statistische Verfahren, was auf ihre Verankerung teils im Ausland, teils an nicht-geisteswissenschaftlichen Fachbereichen verweist.

Inhaltlich gruppieren sich die Beiträge jedoch etwas anders, als es solche methodisch-disziplinären Zuordnungen nahelegen. Es geht quer zu den Disziplinen um drei größere Themenbereiche (innerhalb derer ich die Beiträge grob chronologisch geordnet habe). Werner Egli, Gabriela Signori und Volker Lünemann untersuchen die Art und Weise, wie Geschwisterbeziehungen durch die Generation der Eltern strukturiert werden, im weitesten Sinne also um Erbschaft. Erbschaftsformen werden in der deutschen agrarhistorischen Forschung, mit der Volker Lünemann sich auseinandersetzt, meist vor allem mit Blick auf die Alternative von Anerbenrecht und Realteilung untersucht – wie Lünemann zeigt, gelten in Westfalen und damit in einem Kernland des im 19. Jahrhundert so sehr gefeierten Anerbenrechts (Rouette 2001) etliche Elemente dieses Modells nur eingeschränkt. In ethnologischer Sicht betrifft Erbschaft mehr als nur den teilbaren oder unteilbaren Bauernhof. Die ältere Generation reicht einerseits Eigentumsrechte an Ressourcen weiter, andererseits soziale Rollen oder Ämter, drittens Zugehörigkeit zu Verwandtschaftsgruppen (Rivers 1914). Dass diese dreierlei Arten von Erbe deutlich auseinanderfallen, zeigt nicht nur die westfälische Studie, sondern auch die zu Nepal. Erb- und Eigentumssysteme

bestehen also aus mehr als aus geteilter oder ungeteilter Weitergabe; das gesamte Ensemble an Weitergaberegeln bildet erst den Rahmen, innerhalb dessen Zusammengehörigkeitsgefühle entstehen. Zugehörigkeit – darauf weist Signori hin – ist nicht natürlich gegeben, auch nicht in der vordergründig durch Blutsverwandtschaft bestimmten Geschwisterbeziehung. Verwandtschaft wird gemacht, nicht nur durch Heirat, sondern auch durch Elternschaft.

Nach dem Strukturieren von Beziehungen als Effekt von Erbsystemen geht es in der zweiten Gruppe von Beiträgen um die horizontale Perspektive. Fern oder nah – wie weit reicht eigentlich die für die Lebensstrategien der Einzelnen relevante Gruppe? Beginnt das Fremde tatsächlich schon mit dem Bruder oder der Schwester (Davidoff 1995)? Zwei Beiträge bilden hier die äußeren Pole. Sandro Guzzi-Heeb plädiert dafür, den Blick von der zusammenwohnenden Familiengruppe abzuwenden und das gesamte Verwandtschaftsfeld zu untersuchen; er kritisiert damit, ähnlich wie Signori, die englische Haushaltsforschung. Dagegen greifen Mikołaj Szołtysek und Konrad Rzemieniecki nicht nur die Methoden dieser englischen Haushaltsforschung auf, sondern spitzen die ihr implizite Betonung der unabhängigen Kernfamilie zu und argumentieren, dass auch für bäuerlich geprägte Gebiete in Polen das westeuropäische Muster von Unabhängigkeit und Unabhängigkeitsstreben des „Atoms“ Ehepaar gelte. Das ist schon insofern interessant, als das in der Soziologie gängige Bild bäuerlicher Gesellschaft mit seiner starken Betonung von sozialen Netzen jenseits der Kernfamilie nicht zuletzt gerade aus Polen stammt (die Klassiker sind Thomas und Znaniecki 1918-1920). Zeigt uns das jetzt, dass Polen eine westliche Kultur hatte, oder dass Menschen im Grunde schon als biologisch evolvierte Lebewesen zum Individualismus und zur Kernfamilie tendieren (vgl. die Diskussion bei Smith 1993, S. 345-348)? Andere Autorinnen nehmen eine Perspektive mittlerer Reichweite ein. Ann-Kathrin Harders etwa arbeitet mit Lévi-Strauss' Begriff des „Verwandtschaftsatoms“ aus Geschwister- und Ehepaar; die verheiratete Schwester steht zwischen zwei Abstammungsgruppen. Mit ähnlicher Tendenz zeigen die biographischen Beiträge von Susanne Knackmuß und Claudia Margraf-Buhles nicht nur, wie es prominenten Autoren unter den Fittichen ihrer Brüder und Schwestern erging, sondern auch die Hartnäckigkeit, mit der diese Geschwisterbeziehung Bestand hatte. Klemperer hätte Anlass genug gehabt, sich „atomistisch“ von seinen Brüdern zu lösen; die Blutsverwandtschaft der Pirckheimer-Geschwister wurde durch den Eintritt ins Kloster nicht irrelevant. Mit anderen analytischen Mitteln (und technisch eine Brücke zwischen der Haushaltsforschung der 1970er Jahre und der modernen Lebenslaufanalyse schlagend) stellen Michel Oris, Gilbert Ritschard und Grazyna Ryczkowska die Geschwistergruppe in den Kontext von Autonomiestreben und Kindespflichten; auch für sie liegt im Blick über die Grenzen des Haushalts hinaus der nächste Analyseschritt.

Dass und inwieweit es überhaupt notwendig ist, unabhängig zu werden und sich aus den Beziehungen zu Eltern und Geschwistern zu lösen, hängt mit

einem dritten Themenkomplex zusammen, nämlich mit den elterlichen Investitionen in das Wohl ihrer Kinder. Langfristig scheinen diese, wie Frans van Poppe und Aart Liefbroer zeigen, nicht unbedingt entscheidend für das Überleben als Erwachsener zu sein. Aber soweit es um die ersten Lebensmonate und -jahre geht, scheint das „ödpale Modell“ ziemlich weit entfernt von der Wirklichkeit. Eltern wollen Kinder; sowohl vor dem demographischen Übergang als auch danach. Besonders deutlich wird dies, wie Krzysztof Tymicki klar macht, wenn ein Kind stirbt. Lange Zeit galt es in der Demographie als ausgemacht, dass Eltern in traditionellen Gesellschaften immer mehr von ihren Kindern bekommen als sie in sie investieren (Caldwell 1976); erst neueste Analysen zeigen das Gegenteil (Lee 2000). Die beiden evolutionsbiologischen Beiträge von Jan Beise/Eckart Voland und Ariane Kemkes-Grottenthaler gehen der Frage nach dem Interesse der Eltern an ihren eigenen Kindern, an den Schwiegerkindern und an den Enkeln in einer sehr langfristigen Perspektive nach.

Interdisziplinarität kann hier leicht zu Missverständnissen führen. Der „Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern“ (Voland 1992) ist keine einfache, aber eine notwendige Sache. Evolutionsbiologen nutzen „unsere“ Daten, die Familienrekonstitutionen, intensiver als wir Historischen Demographen selbst. In der Öffentlichkeit wird die Soziobiologie zum Teil ähnlich wie die Ökonomie zu einer wissenschaftlich abgesicherten Morallehre stilisiert, die über unsere wahren Interessen Bescheid weiß und uns Kultur- und Sozialwissenschaftlern deshalb unsere altruistischen, „geschwisterlichen“ Flausen austreiben kann (und außerdem scheinen sie unsere Frauen besser als wir selbst zu kennen: 10 Prozent „Kuckuckskinder“<sup>2</sup> – können wir es noch riskieren, auf Tagungen zu fahren?). Das ist aber ein Problem der Öffentlichkeit, nicht der KollegInnen aus den biologischen Instituten.

Das Erkenntnisinteresse der biologischen Beiträge unseres Bandes richtet sich erstens nicht so sehr auf die jeweils untersuchte Gesellschaft im Rheingau oder in Ostfriesland, sondern auf die Jahrmillionen, in denen menschliche Verhaltensmöglichkeiten in der Evolution weitergegeben wurden. Das mag uns ähnlich merkwürdig vorkommen, wie es Lokalhistoriker manchmal wundert, dass historisch-sozialwissenschaftliche Studien die untersuchte Region nur als Testfeld für übergreifende Fragestellungen zur selben Epoche gebrauchen. Zweitens zeigen die biologischen Beiträge, dass die evolvierten Verhaltensoptionen nicht immer gut funktionieren. Und drittens: was da evolvierte, war die Fähigkeit, auf bestimmte Weisen zu handeln, nicht eine Tendenz, dies immer zu tun. Wie die Beiträge zeigen, schließt ein Teil dieser Handlungsoptionen einander aus. Vaters Mutter kann die Schwiegertochter stressen, bis dieser die Milch wegbleibt und das Enkelkind stirbt; in Ostfriesland scheint das geschehen zu sein. Sie kann aber auch mithelfen und dem Enkelkind das Leben retten – vorausgesetzt, sie ist Witwe und hat freie Arbeitskapazitäten; im Rheingau

---

<sup>2</sup> Diese Zahl wird in den Medien häufig genannt; zu seriöseren, massiv niedrigeren Angaben siehe Anderson 2004.



scheint diese Option verwirklicht. Die Evolution hat beide Varianten (und noch weitere) ermöglicht; sie zwingt uns aber weder, all das zu tun, wozu wir als biologische Wesen fähig wären, noch dazu, unseren Handlungen einen fitness-maximierenden Sinn zu unterlegen. Mit anderen Worten, kein Gen hindert Schwiegermütter daran, ihren Schwiegertöchtern gegenüber unkooperativ aufzutreten, und das könnte in der gattungsgeschichtlichen Vergangenheit langfristig dazu beigetragen haben, dass heimliche Partnerwechsel verhindert wurden. Ob das unkooperative Auftreten der Großmütter im historischen Ostfriesland mit Misstrauen und der Furcht vor Ehebruch einherging, ist für die Stringenz des biologischen Arguments irrelevant.

Das Kernproblem der Interdisziplinarität stellt sich für historische Demographen in der Zusammenarbeit mit Evolutionsbiologen in einer ganz anderen Weise als in der mit Althistorikern, Ethnologen oder quantitativ arbeitenden ökonomischen Demographen. Innerhalb der historisch-sozialwissenschaftlichen Disziplinen gibt es ein großes Spektrum an wechselseitig wenig durchschaubaren Techniken. Die Arbeiten der einen Autoren beruhen auf Sprachkenntnissen, die den anderen fehlen; die anderen können Signifikanztests richtig interpretieren, was den einen ein Buch mit sieben Siegeln bleibt; dritte haben Lévi-Strauss gelesen. Alle interessieren sich primär für die Menschen, die sie untersuchen, als handelnde Wesen, und nicht für deren genetisches Gepäck – obwohl dieses unsere Handlungsoptionen beeinflusst und insofern interessant sein könnte. Auf das genetische Gepäck richtet sich dagegen das Erkenntnisinteresse der Biologen, und damit auf extrem lange, nicht historische Zeithorizonte, in denen es entstanden ist. Dieser Dialog bedarf größerer Anstrengungen; kann er gelingen?

## Literatur

- ANDERSON, Kermyt G.: »How well does paternity confidence match actual paternity? Results from worldwide nonpaternity rates«, *American Journal of Physical Anthropology Supplement* 38 (2004), 53.
- BENZ, Ernest: *Fertility, Wealth, and Politics in Three Southwest German Villages 1650-1900* (Boston: Humanities Press, 1999).
- CALDWELL, John: »Toward a Restatement of Demographic Transition Theory«, *Population and Development Review* 2 (3-4) (1976), 321-366.
- DAVIDOFF, Leonore: »Where the Stranger Begins: The Question of Siblings in Historical Analysis«, S. 206-226 in dies. (Hg.), *Worlds between: Historical Perspectives on Gender and Class* (Cambridge: Polity Press, 1995).
- DELILLE, Gérard: »Échanges matrimoniaux entre lignées alternées et système européen de l'alliance: une première approche«, S. 219-252 in Jean-Luc JAMARD, Emmanuel TERRAY und Margarita XANTHAKOU (Hg.), *En substances: Textes pour Françoise Héritier* (Paris: Fayard, 2000).

- FOSTER, George M.: »Peasant Society and the Image of Limited Good«, *American Anthropologist* 67 (1965), 293-315.
- HERITIER, Françoise: *L'exercice de la parenté* (Paris: Gallimard, 1981).
- KÜPKER, Markus: »Niscentransfer und Protoindustrie auf dem Prüfstand der statistischen Analyse: Determinanten kurzfristiger Heiratsschwankungen im Altkreis Tecklenburg (1750-1870)«, *Historical Social Research* 28 (2003) No. 3, 110-140.
- IMHOF, Arthur E. (Hg.): *Historische Demographie als Sozialgeschichte: Gießen und Umgebung vom 17. zum 19. Jahrhundert* (Darmstadt/Marburg: Selbstverlag der Historischen Kommissionen, 1975).
- LEE, Ronald D.: »A Cross-Cultural Perspective on Intergenerational Transfers and the Economic Life Cycle«, S. 17-56 in: Andrew MASON und Georges TAPINOS (Hg.), *Sharing the Wealth: Demographic Change and Economic Transfers between Generations* (Oxford: Oxford University Press, 2000).
- LÉVI-STRAUSS, Claude: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1981).
- MITTELSTRASS, Jürgen: »Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität?«, S. 17-32 in Lutz HIEBER (Hg.), *Utopie Wissenschaft: Ein Symposium an der Universität Hannover über die Chancen des Wissenschaftsbetriebs der Zukunft* (21./22. November 1991) (München/Wien: Profil, 1993).
- ORIS, Michel u.a. (Hg.), *Les fratries: Une démographie sociale de la germanité* (Bern: Lang, im Druck).
- RIVERS, William. H. R.: *Kinship and Social Organization* (London: Athlone, 1914).
- ROUETTE, Susanne: »Der traditionale Bauer: Zur Entstehung einer Sozialfigur im Blick westfälisch-preußischer Behörden im 19. Jahrhundert«, S. 109-138 in: Ruth DÖRNER, Norbert FRANZ und Christine MAYR (Hg.), *Lokale Gesellschaften im historischen Vergleich: Europäische Erfahrungen im 19. Jahrhundert* (Trier: Kliomedia, 2001).
- SABEAN, David W.: *Kinship in Neckarhausen, 1700-1870* (Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1998).
- SABEAN, David W.: »Inzestdiskurse vom Barock bis zur Romantik«, *L'Homme: Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 13, 1 (2002), 7-28.
- SCHLÖZER, August Ludwig: *Allgemeines Statsrecht und Statsverfassungslere*, Bd. 2: *Theorie der Statistik* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1804).
- SMITH, Daniel Scott: »The Curious History of Theorizing about the History of the Western Nuclear Family«, *Social Science History* 17 (1993), 325-353.
- SOKOLL, Thomas und Rolf GEHRMANN: »Historische Demographie und quantitative Methoden«, S. 152-229 in Michael MAURER (Hg.), *Aufriß der historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft* (Stuttgart: Reclam, 2003).
- SPIESS, Karl-Heinz: *Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters (13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts)* (=Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 111; Stuttgart: Steiner, 1993).
- THOMAS, William I. und Florian W. ZNANIECKI: *The Polish Peasant in Europe and America*, 5 Bde. (Chicago/Boston: University of Chicago Press / Badger, 1918-1920).

- VAN BAVEL, Jan: »Family Control, Bridal Pregnancy, and Illegitimacy: An Event History Analysis in Leuven, Belgium, 1846-1856«, *Social Science History* 25 (2001), 449-479.
- VOLAND, Eckart (Hg.): *Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel: Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992).
- VOLAND, Eckart: »Reproductive Decisions Viewed from an Evolutionarily Informed Historical Demography«, S. 137-159 in Robin I.M. DUNBAR (Hg.), *Human Reproduction Decisions: Biological and Social Perspectives* (London: Macmillan, 1995).